Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 8

Artikel: Kellner im Frack
Autor: Albiez, Johnny
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753338

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kellner im Frack

Von Johnny Albiez

Wir sind zwei Kellner im Frack. Wir sind aus besserer Familie. Wir haben bessere Zeiten gesehen. Außer unseren Fracks ist das das einzige, was «besser» ist an uns. Wir haben keine Arbeit und es geht uns schlecht. Manchmal hungern wir sogar.

Wir waren immer zusammen. Wir haben immer zusammen gearbeitet. Wir liefen von zu Hause weg und wurden Kellner im Frack. Wir arbeiteten in der Schweiz, in Frankreich, in England, in Amerika. Wir waren auf Schiffen und machten Weltreisen. Immer als Kellner im Frack. Zuletzt in Paris, das Hotel ging ein. Da hatten wir nichts mehr. Außer unseren Fracks. Die sitzen wie angegossen. Wir machen in ihnen einen vertrauenswürdigen Eindruck. Sogar einen männlichen Eindruck, wenn wir wollen. Wir sind noch jung, aber wir haben keine Arbeit.

Es nützt nichts. «Morgen werden wir auch die ins Leihhaus tragen», beschließen wir am Montag. In der Nacht wälzen wir uns in unseren Betten. Jeder fühlt vom andern, daß er an einen Ausweg denkt. «Wir werden sie nicht ins Leihhaus tragen», beschließen wir am Dienstag. Es ist die letzte Erinnerung aus unserer Glanzzeit. Nachmittags suchten wir unsere alten Zylinder. Wir haben es einmal auf den «Brettern, die die Welt bedeuten», versucht, wir waren Tänzer. Wir können steppen. Unsere Zylinder sind das letzte Andenken an diese Zeit. Unsere beiden Frackhemden sind an den Manschetten abgestoßen, aber sie sind sauber und gestärkt. Wir werfen sie auf den Tisch. Es gibt einen hölzernen Klang, als habe man zwei Holzbretter geworfen. Zwei saubere weiße Krawatten finden wir. Und zu unseren Fracks passen nur die Zylinder.

Morgen ist Mittwoch. Da wird uns die Wirtin die Rechnung wieder bringen. Schon einen Monat sind wir im Rückstand. Sie wird uns hinauswerfen. Die Koffer — es ist nur Plunder darin — wird sie zurückbehalten.

Am Mittwoch erwachen wir um sieben. Kleiden uns sorgfältig in unsere Fracks, als gingen wir zur Arbeit. Setzen unsere Zylinder auf. Werfen einen letzten Blick in den Spiegel. Zwei Kellner im Frack. Elegante Erscheinungen.

Die Wirtin tritt ein, und wir fliegen hinaus. «Unser Eigentum, die Koffer, steht Ihnen zur Verfügung, Madame.» Wir gehen, wir tänzeln an ihr vorüber. Sie ist erstaunt wegen der Fracks am frühen Morgen. Wir schlagen die Türe zu und stehen auf der Straße. Es ist noch nicht ganz hell, denn es ist schon Herbst. Wir schreiten in den frühen Morgen hinein und singen. Wir singen nicht gerade schön, aber laut. Wir sind übermütig wie schon lange nicht mehr. Arm in Arm spazieren wir. Ein Arbeiter, der vorüberkommt, schaut uns böse an. Er hält uns für zwei Nachtbummler, die auf dem Heimweg sind von einer nächtlichen Sauferei. Wenn ich zur Arbeit muß, kommen diese Nichtstuer von ihren kostspieligen Abenteuern heim. Betrunken, sonst würden sie nicht noch singen. So denkt der Arbeiter, der soeben vorbeiging. Aber wenn er wüßte. Wenn er wüßte, daß wir keinen Cent mehr im Sack haben. Wenn er wüßte, daß wir seit langem nicht mehr gegessen haben.

Wir schreiten singend in den schönen Herbstmorgen hinein. Wir wissen nicht wohin. Keine Ahnung haben wir, was uns bevorsteht. Aber dennoch ist es uns wohler als all die letzte Zeit. Wir sind im Frack und sind elegant. Wir kommen in ein Mietskasernenviertel. Wir bleiben unschlüssig stehen und singen weiter. Fenster gehen auf. Man ist erstaunt ob unserem Aufzug. Man wirft uns Geld hinunter, kleine Münzen in Papier eingewickelt. Wir sind erstaunt, singen weiter, immer stärker. Die neue Rolle gefällt uns. Ganz plötzlich haben wir wieder eine Beschäftigung. Wir sind Straßensänger. Man wirft uns Geld zu, oder man schimpft über unsern Lärm. Kinder tummeln sich um uns herum. Sie helfen uns die Münzen auflesen. Wir gehen weiter und singen. Arm in Arm. Unsere Zylinder fangen das zugeworfene Geld auf.

Vor einer Haustür steht ein Leichenauto. Vier befrackte Leichenträger stehen im Kreise, gähnend und schwatzend. Aus der Haustür tritt ein verweinter Hinterbliebener und ruft die Träger hinauf. Der Kreis der Befrackten löst sich auf und strebt der Tür zu. Mit ihnen werden wir hineingespült ins Treppenhaus. Wir steigen hinauf und stehen in einer fremden Wohnung. Wir fallen nicht auf. Man hält uns für Hinterbliebene, und die Hinterbliebenen halten uns für Leichenträger. Unsere Fracks haben wir vorne zugeschlagen, damit man die unpassende weiße Weste und Krawatte nicht sieht. So sind wir nun ganz schwarz, würdig, uns in einem Trauerhaus aufzuhalten. Wir sind hungrig. Wir gehen in die Küche und verlangen zu essen. Unsere Kleidung wirkt vornehm. Wir werden vom Dienstmädchen für etwas Besseres gehalten. Wenn jemand gestorben ist, frägt man nicht nach Einzelheiten, man serviert uns ein feines Frühstück im Salon.

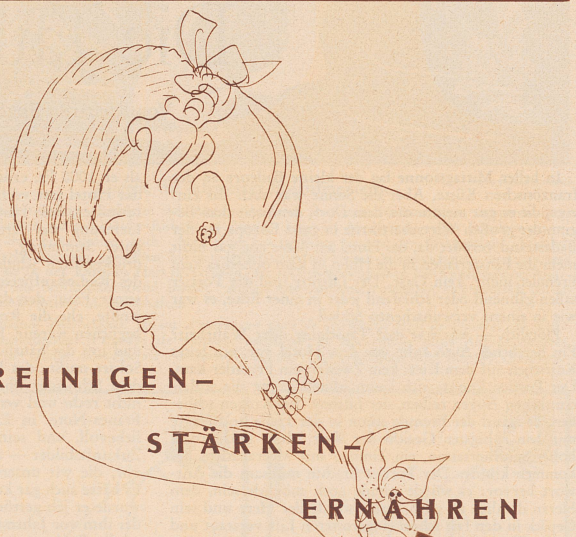
Im Nebenzimmer wird der Sarg hereingetragen. Wir wischen uns den Mund ab. Wir nehmen unsere Zylinder. Wir mischen uns unter die Leichenträger und stehen dem Sarg am nächsten. Einer am Kopfende, der andere am Fußende. Man bringt den Toten. Wir bücken uns. Wir heben ihn in den Sarg. Während wir ihn halten, schauen wir uns plötzlich an. Und lächeln. Zwei Kellner im Frack? Wir lächeln unmerklich. Niemand hat es bemerkt.

Man trägt den Toten hinunter. Die Hinterbliebenen zwängen sich in einen Taxi. Wir helfen den Männern den Sarg in das schwarze Auto laden. Es fährt langsam im Schritt. Wir haben eine Kolonne gebildet und trotten alle hintendrein.

Eine Beerdigung am frühen Morgen hat etwas Eigentümliches. Der Sarg steht am offenen Grabe. Der Pfarrer predigt leise. Heimlich nehmen wir unsere Butterbrote hervor, die wir im Trauerhaus mitlaufen ließen, und halten bescheiden das zweite Frühstück.

Die Zeremonie ist zu Ende. Die Hinterbliebenen schleichen hinweg. Die Träger bummeln und schwatzen. Einer geht nach vorn und flüstert dem letzten Hinterbliebenen mit wehleidigem Blick ins Ohr: «Das Honorar!»

Die Träger bilden eine Reihe. Wir stellen uns am Ende auf. Wir stehen stramm. Jedem von uns wird ein Geldschein in die Hand gedrückt. Die Leichenträger sehen



Vier Buchstaben—R.St.E.—fassen Miss Ardens Botschaft an die moderne Frau zusammen. Sie müssen die Haut reinigen—stärken—ernähren. Erstens reinigen—sanft und doch gründlich—mit Ardena Reinigungscreme (regelmässig abends und morgens). Dann stärken mit Ardena Hautstärkungsmittel, welches die Haut anregt und aufhellt—für die allerbesten Resultate empfiehlt sich der Gebrauch des Gesichtsmodellierers. Zuletzt die Haut mit Ardena Velva Creme oder Orange Hautnährmittel ernähren. Dann ruht Ihre Schönheit auf sicherer Grundlage. ★ ARDENA REINIGUNGSCREME, Frs. 5.50. ARDENA HAUTSTÄRKUNGSMITTEL, Frs. 4.50. ARDENA VELVA CREME, Frs. 5.50. ORANGE HAUTNÄHRMITTEL, Frs. 5.50. GESICHTSMODELLIERER, Frs. 14.50.

Elizabeth Arden

25 OLD BOND STREET LONDON — SURSELVA HOUSE ST. MORITZ — 30 BAHNHOFSTRASSE ZÜRICH

Die Elizabeth Arden Präparate werden in eleganten Geschäften in der ganzen Schweiz verkauft.

uns böse als Konkurrenz an. Wir schleichen der Kirchhofmauer entlang und stehen wieder alleine da.

Wir gehen in belebtere Straßen. In unserem feierlichen Aufzug bieten wir einen ungewöhnlichen Anblick. Hier kann uns Frack mit Zylinder nichts nützen. Wir klappen die Zylinder zusammen und stecken sie in die Tasche. Wir nehmen zwei lange Taschentücher hervor und klemmen sie unter den Arm. Wir sind wieder Kellner, Kellner im Frack. Das ist nichts Ungewöhnliches.

Wir betreten ein Restaurant. Ein Mann winkt uns am Fenster: «Bitte zahlen!» Er gibt uns einen Geldschein. Wir greifen in unsere Taschen und stammeln etwas. «Schon gut», winkt uns der Mann ab. Wir verlassen das Restaurant.

Sind wir Betrüger? Nein, wir nicht. Höchstens unsere Fracks. Man winkte uns heran, man gab uns Geld. Zwar beruhte es auf einem Irrtum. Aber auch die großen Geschäftsleute leben vom Irrtum anderer.

Wir schlendern durch die Straßen. Wir wollen wieder singen. Uns kommt beiden eine glänzende Idee. Wir haben ja Geld. Unsere Handorgel haben wir versetzt. Die holen wir jetzt wieder. Einer von uns kann leidlich darauf spielen. Der andere singt. So ziehen wir durch die Straßen. Zwei arbeitslose Musiker. Man gibt uns Geld. Wir singen, was kommt. Wir spielen Heimatlieder und versuchen zu jodeln. Wir können es nicht gut. Aber hier versteht man es nicht. Wir bekommen selbst Heimweh von unseren Liedern, und Tränen rollen uns die Wangen herunter. Der Erfolg ist groß, und man schenkt uns Geld, bis zwei Schupos neben uns stehen. Wir müssen mit auf die Präfektur, man kehrt uns von unten bis oben. Doch sie finden nichts als das bißchen Geld und unsere Schweizerpässe. Wir können wieder gehen, doch auf der Straße dürfen wir nicht mehr spielen. Sonst werden wir in die Schweiz abgeschoben. Unsere Fracks haben uns auch hier aus der Patsche geholfen. Wir stehen wieder trostlos auf der Straße. Was machen? Nach Hause dürfen wir nicht, und die Miete können wir noch nicht bezahlen. Wir haben Durst und trinken ein Glas Bier. Der Wirt interessiert sich für uns. Es geht nicht lange, und wir sind engagiert als Schweizer Sängerknaben. Wir können gleich beginnen. Wir spielen, singen und jodeln. Der Wirt aber schmunzelt, er macht ein gutes Geschäft. Man zahlt uns viel Bier, und wir kommen in Stimmung. Vor dem Restaurant hängt schon ein Plakat. Man tanzt und man lacht, und wir gehen im Zylinder für uns sammeln. Der Wirt ist zwar ein Gauner, und das Café ist die größte Spelunke. Doch was macht es uns aus. Wir verdienen da Geld und bleiben zwei Kellner im Frack.

Es geht nicht lange. Wir bekommen einen Krach. Ein paar Kerle sind uns nicht ganz gewogen. Wir gefallen den Weibern, und das macht sie verrückt. Eine Schlägerei. Wir fliegen hinaus. Die Handorgel ist ganz verbogen. Wir lassen sie liegen, trotzdem sie uns reut, und verschwinden so rasch als möglich.

Im Frack gehören wir nicht hieher. Wir müssen in ein feineres Milieu. Wir gehen in die Champs-Elysées, wo die schönsten Hotels stehen. Viele Autos halten hier an. Männer im Frack und Frauen, festlich gekleidet, stehen in Gruppen. Mechanisch ziehen wir unsere Zylinder hervor. Wir klappen sie auf, setzen sie auf die Köpfe. Es ist eine Hochzeit.

Man hat uns hineingedrängt in die Halle eines feudalen Hotels. Eigentlich wollten wir gar nicht. Wir genierten uns. Wir sitzen an einer langen Festtafel. Niemand weist uns hinaus. Verwandte und Bekannte des Bräutigams halten uns für Verwandte oder Bekannte der Braut, oder umgekehrt. Stimmen. Stimmen. Dröhnende Männerschreie. Kindliches Frauengemurmel. Lachsalven. Sektpfropfenknall. Wir sitzen eng beieinander. Wir essen. Leckerbissen dieser Art aßen wir schon lange nicht mehr. Niemand verbietet es uns. Man beachtet uns wenig. Man spricht über uns hinweg. Wir essen. Wir essen. Wir stürzen einen Sektkelch nach dem andern. Manchmal steht jemand auf, nimmt sein Glas und hält eine Rede. Wir trinken und stoßen mit unbekannten Menschen an. Wir sind so glücklich. Wir blicken zärtlich hinab auf unsere Fracks. Wir streicheln sie leise. Unser Abenteuer in der Unterwelt liegt schon weit zurück.

Nun sind wir in einem andern Saal. Noch größer. Ein Jazzorchester fängt an zu heulen. Tumult auf dem Parkett. Man tanzt. Wir lassen uns mit Schnäpsen bedienen. Dann tanzen wir. In den Pausen stürzen wir Schnapsgläser über den Mund. Dann tanzen wir wieder. Wir tanzen mit reichen Frauen. Wie reich und teuer sie sind, sieht man an ihren versilberten und vergoldeten Kleidern. Wir sind gute Tänzer. Das lernten wir in Amerika. Auf den Brettern, die uns die Welt bedeuteten. Unsere Fracks sind makellos. Wir tanzen. Und tanzen. Die Frauen in unseren Armen schließen die Augen. Schmiegen sich an. Aus ihren Mündern bricht Hitze, Alkoholdunst. Ueber den Tanzenden hängen undeutlich Schwaden von Tabakdampf. Wir sind wie im Nebel. Wir sind total betrunken.

Wir stehen im Mittelpunkt des Saales. Frauen und Männer haben sich in die Fauteuils gelegt. Nur wir bleiben in der Mitte zurück. Zwei Kellner im Frack. Sie sehen uns an und lächeln uns zu. Die Kapelle spielt einen Tusch. Dann heult sie los. In schärfstem Tempo. In unsern Beinen fühlen wir ein Prickeln. Dann beginnen sie zu schwingen. Wir tanzen ganz allein auf dem weiten, glatten Parkett. Zuerst sind wir ganz unbeholfen. Dann werden wir sicherer. Zwei Stepptänzer im Frack. Alle unsere Bewegungen sind gleich. Wir halten uns an den Händen. Unsere Füße erinnern sich des alten Trainings. Wir trommeln auf das Parkett. Jetzt drehen wir uns um uns selbst. Fünfmal. Das konnten wir früher nie mehr als viermal. Das macht der Alkohol. Sechsmal. Jetzt siebenmal.

Plötzlich Stille. Zu Ende. Noch einmal zuckt es in den Füßen. Dann stehen wir einsam Hand in Hand.

Beifall bricht los. Händeklatschen. Eine betrunkene Hochzeitsgesellschaft ist nicht anspruchsvoll. Das Klatschen will nicht enden. Steppende Kellner? Elegante Erscheinungen, Lieblinge des Publikums. Man macht uns Komplimente. Die Musik spielt weiter. Paare überströmen das Parkett. Wir trinken wieder Schnäpse in allen Farben. Und sind bester Laune.

Plötzlich ist uns sehr übel. Wir steppten zu viel. Wir tranken zu viel. Wir bahnen uns einen Weg durch die Menge. Wir öffnen Türen und gehen hinein. Uns ist ganz miserabel. Wir sinken hin in weiche Kissen und sind erlöst.

Man rüttelt und schüttelt uns. Wir erwachen allmählich. Vor uns steht der Direktor des Hotels. Man schleppt uns aufs Bureau. Wir müssen erzählen. Man lacht über uns und ist erstaunt.

Hier sucht man zwei Kellner. Seid ihr Schweizer, kann ich euch gebrauchen, hier habt ihr das Engagement. Morgen früh fangt ihr an.

Wir stehen wieder auf der Straße und schauen ganz blöd. Wir sind noch ganz benommen. Der Rausch von gestern nacht. Haben wir nur geträumt? Doch nein, wir fühlen den Vertrag in der Tasche. Wir sind wieder Kellner. Morgen beginnt die Arbeit. Und die Sorgen haben ein Ende. Auf der Straße stehen wir und umarmen uns gerührt.

Zwei Schweizer Kellner im Frack.

Die Tausendernote

Von Riccardo Enzo • Deutsch von Dr. Kurt Pahlen

In heller Mittagssonne lag der kleine Badeort an der französischen Küste. Aber die Sonne war auch das einzige, die es gut meinte mit dem Dorf, denn seit dem Beginn der großen Wirtschaftskrise in ganz Europa lag der Badestrand verödet da, das Hotel am Meer zog gar nicht mehr die Fensterläden in die Höhe, es kam ohnedies kein Fremder mehr, kein Gast. Der Liftboy und der Portier saßen gähnend oder schlafend jeder in einer Ecke, es war wie in einem verwunschenen Schloß . . .

Plötzlich — was war das? Täuschung oder Wahrheit? Ein herrliches Auto fuhr vor dem Hotel vor, ein leises Knirschen auf dem Kies: kein Zweifel: ein Fremder kam. Der Portier konnte sich kaum schnell genug die schlaftrunkenen Augen reiben, der Liftboy den Kragen schließen, da stand der Fremde schon in der Halle und fragte mit dem ruhigsten Gesicht der Welt, ob er noch, trotz hoher Sommersaison, ein Zimmer mit Meeraussicht bekommen könne. Der Portier brachte mühsam die Antwort hervor: es würde gerade noch möglich sein, dem Herrn dienlich zu sein. Dann wurde der Herr und sein Gepäck in den fast schon eingerosteten Lift verstaut und in das Zimmer Nr. 21 gebracht.

Aber nein — fast hätte ich das Wichtigste vergessen, das Allerwichtigste! Bevor er auf sein Zimmer fuhr, hatte der Herr dem Portier eine 1000-Francs-Note überreicht als Anzahlung und den Wunsch geäußert, mindestens vierzehn Tage in dem idyllischen und anscheinend ziemlich ruhigen Ort zu bleiben. Ja, diese 1000-Francs-Note — die ist ja der Inhalt dieser ganzen Geschichte!

Denn kaum hatte der Portier sie entgegengenommen, erschien, durch das seltene Ereignis geweckt, der Besitzer des Hotels. Er hörte die Erzählung wie ein Märchen und hätte es wohl kaum geglaubt, wenn nicht das Auto vor der Türe gewesen wäre und die Geldnote. Diese nahm er behutsam dem Portier aus der Hand, endlich konnte er eine drückende Schuld bezahlen. Hatte ihm doch der Weinhändler des Ortes längst nichts auf Kredit geliefert, und in dieser Einöde war gerade der Wein so schwer zu entbehren. Er winkte dem Liftboy, gab ihm mit einem schweren Seufzer die große Geldnote und hieß ihn, sie unverzüglich dem Weinhändler zum Begleich der letzten Rechnungen überbringen. Der saß soeben bei der Mahlzeit und traute seinen Augen nicht, als er 1000 Fr. erhielt. Als der Liftboy hinzufügte, daß das Hotel fast völlig besetzt sei und glänzend gehe, beschloß er, dem Hotelier noch am Nachmittag eine neue Lieferung auf Kredit hinüberzusenden. Er war sehr guter Stimmung, konnte er damit doch endlich die drückendsten Schulden bezahlen. Er überlegte: den Rest des Radiokaufpreises? Den Arzt? Oder den Schneider seiner Frau, der das neue Kostüm nicht früher liefern wollte, ehe die Rechnungen aus früheren Jahren nicht beglichen waren? Er entschloß sich als idealer Ehemann und um des häuslichen Friedens willen für das letztere. Sofort mußte das Dienstmädchen die 1000-Francs-Note dem Schneider überbringen. Der traute seinen Augen nicht recht und vermutete ein Wunder, als er die 1000-Francs-Note in Empfang nahm. Lange besah er sie liebevoll, und seine Phantasie gaukelte ihm herrliche Zukunftsbilder — zunächst für die kommenden Tage — vor, die wir unseren Lesern nicht mitteilen dürfen . . . Es hätte auch gar keinen Zweck, denn in seinen Träumen wurde er jäh gestört durch den Eintritt seines Freundes, der ihm vor Jahresfrist Geld geliehen hatte, und nun, als er die Banknote sah, wenig Federlesens machte, sie an sich zu nehmen. Dem armen Schneider blieb aber immerhin, wie auch allen seinen Vorgängern, das angenehme Gefühl, eine Schuld bezahlt zu haben . . .

Der Freund — er war Papierhändler im Seebad und hatte davon gelebt, daß in früheren, besseren Zeiten die Fremden Briefe und Ansichtskarten geschrieben hatten —, der Freund lief mit der Note so rasch er konnte in die Wohnung seines Hauseigentümers. Der hatte ihm gerade am Vortag wieder einmal schärfste Maßnahmen angedroht für den Fall, daß er nicht binnen 24 Stunden endlich die Mietenrückstände begleichen würde. Der Hausherr besah die Note recht mißtrauisch, — er vermutete sogar eine Fälschung, müssen wir unseren Lesern gestehen! Aber die Note war echt, daran war nicht zu zweifeln. Er murmelte etwas Unverständliches in seinen Bart und steckte die Note in seine Brieftasche.

Kehren wir nun einen Augenblick in das Hotel zurück: es war etwa fünf Uhr geworden. Gut ausgeschlafen, gewaschen und rasiert betrat soeben der fremde Herr wieder die Halle, er ging so leise auf den Teppichen, daß der Portier erst aufwachte, als der Herr ihn nach dem Postamt fragte, auf das er sich seine Post hatte nachkommen lassen. Der Portier beschrieb ihm den Weg, nickte auf die Frage des Herrn, ob die anderen Gäste alle im Bade seien, unverbindlich und erklärte es mit hörbarem Angstgefühl als immerhin geraten, wenn der Herr sich zum Abendessen den Smoking anziehen würde.

Kaum war der Herr den Weg zum Postamt gegangen, als sich die Hoteltüre öffnete und der Hausherr eintrat. Er kam mit finsterer Miene und verlangte den Hotelier zu sprechen. Lange hatten die beiden nicht mehr miteinander gesprochen, seit der unglücklichen Wette, die die einst unzertrennlichen Freunde entzweit hatte und die der Hausherr, als Verlierer, bis zum heutigen Tag nicht bezahlt hatte. Nun aber ging er wortlos auf den Hotelier zu, umarmte ihn und drückte ihm die 1000-Francs-Note in die Hand. Sein Gewissen erleichterte sich merklich um einige Kilo, und auf seinem fetten Gesicht glänzten Freudentränen. Arm in Arm gingen die beiden Freunde in die kleine Hotelbar, um das festliche Ereignis gebührend zu feiern.

Da kam, mit umschattetem Gesicht, der fremde Herr von der Post zurück. Er betrat die Halle und sagte dem Portier, daß ihn soeben ein Telegramm nach Paris zurückberufe, und so sehr er auch bedauere — er müsse in einer halben Stunde abreisen,

Es ist unmöglich, das Gesicht des Portiers zu beschreiben, als er dies hörte. Nur unter Aufbietung aller seiner Kräfte erreichte er die kleine Bar und flüsterte dem Hotelier das Entsetzliche ins Ohr. Der wurde auch ein wenig weiß, nahm aber dann mit der Miene eines Grandseigneurs die 1000-Francs-Note aus seiner Tasche und überreichte sie wortlos dem Portier.

Der gab sie zwanzig Minuten später dem fremden Herrn, der sich in sein Auto setzte und davonfuhr. Aber an diesem Abend war die Stimmung in dem kleinen Badeort wesentlich gehoben, viele, die einander nicht mehr gegrüßt hatten, taten dies wieder, alte Gegner schüttelten sich die Hände und der Bürgermeister, ein kluger und vorausblickender Mann, verkündete an diesem Abend, daß man die wieder einsetzende Konjunktur und die wesentliche Verminderung der Verschuldung im Dorfe am kommenden Sonntag mit einem großen Feste feiern werde . . .